

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus dem Kriegstagebuch einer badischen Schwester

Babo, Erika von

Karlsruhe, 1918

8. Beresa-Kartuska. Ende Juni 1916

urn:nbn:de:bsz:31-37834

Der kleine Ofen tat, was er konnte, er glühte und fraß so viel Holz, als wir nur irgend hatten. Aber weit reichte seine Wärme nicht. Unsere Kleider froren an den Wänden fest, das Wasser in den Eimern, sogar in den Wärmebeuteln, die einige der Schwestern benutzten.

Aber draußen war die schönste Landschaft. Eine dicke Schneedecke überall, die Bäume und Sträucher in ihrem glitzernden Rauhreifkleid, dazu die Hütten mit ihrem schweren weißen Dach kaum aus dem Boden aufragend, das alles war wie ein schönes Märchenbild.

Zwei bis drei Wochen blieben wir hier, dann konnten wir unsern Pflegern und Soldaten nachkommen nach Beresa-Kartuska, unsern neuen Wirkungsbereich.

8.

Beresa-Kartuska.

Ende Juni 1916.

Eine weite Sumpfebene dehnt sich vor unsern Augen. Endlose graue Flächen, wenige grundlose Straßen! Wohltätig berühren uns einige wenige Bäume, die eine Abwechslung geben in dem öden Einerlei.

Und da eine Ansiedelung von niederen Hütten neben einer riesigen Kaserne.

Das ist Beresa-Kartuska!

Und die Kaserne unser Bereich! Das Lazarett konnte noch nicht eingerichtet werden, fehlten doch noch beinahe sämtliche Fensterscheiben in dem großen Bau und hatten Regen, Schnee und Wind Zutritt zu den großen Räumen. Fast konnte man es nicht glauben, daß aus dem Riesenkasten, so voll Dreck und Unrat, überschwenmt vom Regen, jemals ein Lazarett entstehen könne.

Und doch brachten es unsere deutschen Soldaten und Pfleger fertig. Ganze Wagen voll von Unrat wurden herausgeschafft,

neue Fensterscheiben eingesetzt, drinnen aber schrubbten und putzten die Schwestern tüchtig, und nach nicht ganz zwei Monaten konnten die ersten Patienten aufgenommen werden.

Das war Ende Januar, noch mitten im Winter. Und dicht verhummt stapften wir Tag für Tag über den großen Kasernenhof, nicht selten gegen einen mächtigen Feind ankämpfend, den eisigen Sturm.

Mit dem Frühling lernten wir dann den echten russischen Dreck kennen, der uns auch einen nicht geringen Widerstand entgegensetzte. Fast blieb man stecken. Mit Mühe gelang es uns, durchzuwaten in großen Stiefeln, die wir eigens dazu hatten.

Und dann kam Ostern und es wurde wärmer und, — ich konnte es fast nicht glauben, — immer schöner und schöner, die Sümpfe wurden grün, und eine ganz seltsam schöne Flora entwickelte sich. Und die Wiesen wurden zu einem großen Kornblumen- und Margaritengarten. So weit das Auge sah, blau, weiß und grün und darüber der unendliche, klare Himmel. Die Hütten bekamen in der Sonne ein freundlicheres Aussehen, die Kinder sprangen auf die Straße, kurz das Leben regte sich auch hier in dem verlassenem Winkel. Unser Garten wurde grün und schattig und die in der Nähe gelegene Ruine eines alten Kartäuserklosters wurde zu unserem schönsten Spaziergang.

Unsere Krankensäle wurden zu den reinsten Blumengärten, es war ein Wettstreit zwischen uns Schwestern, jede wollte den schönsten Blumenschmuck haben. Und auch unsere Kranken waren selig darüber, und oft bin ich in meiner Mittagspause hinausgegangen, um ihnen wieder neue Sträuße zu holen.

So gings bis in den Sommer, wir hatten uns an den einsamen Winkel, an die Sümpfe und die unendliche Ebene gewöhnt, hatten sie lieb gewonnen, und niemand dachte daran, daß wir von hier fortkommen sollten.

Aus unserer nächsten Umgebung hatten deutscher Fleiß und deutsche Hände ein Idyll geschaffen, ein kleines „Neudeutschland“! Die große schmutzige Kaserne war ein deutsches Kriegslazarett

geworden, — weithin leuchtete die schwarz=weiß=rote Fahne und die weiße mit dem roten Kreuz. Wege waren geebnet, Gärten angelegt und bebaut und so ein Stückchen Heimat mitten in die Sümpfe gezaubert worden. Da — wie ein Blitz aus heiterem Himmel — hieß es plötzlich:

„Weiter! Wandern!“

9.

Nach Galizien.

Anfang Juli 1916.

An einem Mittwoch, es war Ende Juni, kurz nach 10 Uhr vormittags entführte uns die Feldbahn unserer Heimat von sieben Monaten. Winken und fröhliche Abschiedsrufe an die dastehenden alten Patienten vertrieben uns bald das bißchen Abschiedsweh. Unsere zwei Pferdchen zogen rasch — mitten durch die weiten Margaritenfelder führten sie uns in etwa 20 Minuten nach der Bahnstation Pogodino.

Wie freundlich wurden wir dort aufgenommen an der Krankensammelstelle, bis wir alle beieinander und bis alles in den Zug eingeladen war. Regen und Sonnenschein wechselten; war das Gepäck naß geworden, die Sonne trocknete es bald wieder. Als letztes Gedenken an unsere schöne Arbeitsstätte holte ich große Sträuße von den Margaritenblumen und schmückte unseren Wagen damit, an dem schon die deutsche Kriegsflagge lustig im Winde flatterte. Gegen 4 Uhr nachmittags piff unser Zug und los ging die Reise!

Durch bekannte Gegenden westwärts gings. Und doch, wie hatte sich das Land verändert, seit wir es zum erstenmal durchfuhren. Die weiten Sumpfwiesen in ihrem saftigen Grün und ihren mannigfachen Blumen boten ein eigenartig anmutiges Bild.

Wieder flog die feste Brest-Litowsk an unsern Augen vorbei, immer weiter westwärts gings.